Deutsche Katholikenversammlung.

Ueber die am 3. September in Danzig stattgehabte **letzte öffentliche Versammlung** entnehmen wir dem Berichte der „Germania“ zunächst das Referat über die **Schlußrede** des **Grafen v. Ballestrem**, welcher Folgendes ausführte:

Wenn den voraufgegangenen Generalversammlungen durch den lebenden Abg. Dr. Windthorst der Stempel aufgedrückt worden sei, so tage diese Danziger Generalversammlung unter dem Zeichen des todten Windthorst. Jeder Redner habe desselben gedacht, und ein besonders schönes Denkmal habe der Abg. Dr. Lieber ihm in seiner gestrigen herrlichen Rede gesetzt. Als Freund und als Schüler Windthorst's seit 20 Jahren würde auch er, Redner, wohl seinem hochverehrten Führer ein solches Denkmal setzen mögen, aber Besseres und Schöneres, als was Dr. Lieber gesagt, vermöge er nicht anzuführen. Er wolle nicht von dem Abg. Dr. Windthorst reden, sondern von seinen Hinterbliebenen. Nicht von den nächsten Hinterbliebenen, der edelen aufopfernden Wittwe und der guten, muthigen Tochter, die ihn bis zum letzten Augenblick gepflegt hatten, und denen der liebe Gott den Trost über den Verlust des theuren Todten nicht versagen werde, sondern von den politischen Hinterbliebenen. In erster Linie seien das seine engeren Freunde, das Zentrum, dann aber auch alle katholischen Männer und Frauen, das ganze katholische Volk Deutschlands. Im engeren Sinne seien die politisch-Hinterbliebenen Windthorst's natürlich Diejenigen, denen jetzt die Aufgabe zufalle, sein Werk weiterzuführen. Wenn ein Vater sterbe, der ein großes Unternehmen, ein großes Geschäft ins Leben gerufen habe, dann gebe es weniger günstig gesinnte Leute, welche verbreiten, daß die hinterbliebenen Söhne nicht im Stande sein würden, das Geschäft weiter zu führen. Aber ein guter und umsichtiger Vater, der das ganze Unternehmen überschaut habe, werde seine Söhne in die einzelnen Branchen seines Geschäfts eingeführt und eingeweiht haben, und da ermögliche es das Zusammenhalten der Brüder, daß das Geschäft weiter blühe und gedeihe, und daß die Firma ihr altes Ansehen beibehalte. Auch Windthorst habe politische Söhne und Schüler hinterlassen, die fest entschlossen seien, durch treues Zusammenhalten sein Werk weiter zu führen. Das Zentrum werde gewiß — darum sei ihm nicht bange — nicht untergehen. Windthorst habe nicht allein Schule gemacht, sondern die gute Sache, die er vertreten habe, bleibe fortbestehen und sie werde zum Siege geführt werden, denn diese Sache sei die Sache Gottes. Und der liebe Herrgott werde gewiß schon Männer finden, welche nach Windthorst's Tode diese Sache vertreten. Wenn Jeder an der ihm angewiesenen Stelle seine Pflicht thue, werde es gewiß schon gehen. Man sage ferner, das Zentrum, welches durch den Kulturkampf hervorgerufen sei, werde mit dem Erlöschen des Kulturkampfs wieder verschwinden. Aber dieser Zeitpunkt der Beendigung des Kulturkampfes sei noch gar nicht eingetreten. Auf der Trierer Generalversammlung habe er bereits im Anschluß an die Worte des heiligen Vaters an den Erzbischof von Köln, daß die letzte kirchenpolitische Novelle einen „aditus ad pacem“, einen Zugang zum Frieden, bedeute, ausgeführt, daß es nur zu einem „Präliminarvertrag mit Waffenstillstand und Demarkationslinie“ gekommen sei. Die Präliminarverhandlungen nähmen zwar einen langsamen Fortgang, aber trotzdem müsse er anerkennen, daß die Demarkationslinie sich inzwischen wieder etwas zu unseren Gunsten verschoben habe. Ein richtiger Friede sei noch keineswegs da, denn zu einem richtigen Frieden gehöre zunächst, daß die Kriegsgefangenen wieder herausgegeben würden. Im Kulturkampfe habe man aber unsere **Ordensleute** kriegsgefangen gemacht und dieselben verbannt, darunter die Jesuiten. Den Jesuitenantrag habe Windthorst als sein Vermächtniß hinterlassen, und er (Redner) nehme die Ehre in Anspruch, hierbei der Testamentsvollstrecker zu sein. (Stürmischer Beifall.) Ebenso werde die Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses auch für den **Schulantrag** Windthorst eintreten. (Bravo!) Er wolle jedoch nicht unterlassen, auch darauf hinzuweisen, was inzwischen auf dem Wege zum Frieden weiter geschehen sei. Als Kriegskontribution habe man die Gehälter der Geistlichen einbehalten, aber jetzt seien die Sperrgelder wieder Denjenigen zugefallen, denen sie gehörten. Bis ein voller Friede errungen, sei ein Zusammenhalten im Zentrum und im katholischen Volke unbedingt nothwendig. Aber auch dann würde ganz gewiß der Zeitpunkt nicht gekommen sein, die bewährte Organisation aufzugeben. Bevor das Zentrum gegründet worden, habe die Verfassung die Freiheit der Kirche garantirt, und dadurch seien die Katholiken in Sicherheit eingewiegt worden, aus der sie sehr unsanft durch den Kulturkampf aufgeweckt wurden. Was einmal gewesen, könne auch wiederkommen. Die Katholiken dürften nie vergessen, daß sie eine geborene Minorität sind, die man jeder Zeit überwältigen kann, aber wenn sie einig und Gewehr bei Fuß stehen bleiben, dann werde man sich doch drei Mal und noch mehr bedenken, ehe man einen neuen Angriff plane. Ein weiterer Einwand der Gegner des Zentrums besage, daß das Zentrum von Windthorst begründet und erhalten worden sei, und daß es in Folge dessen mit dem Tode des Gründers ebenfalls untergehen müsse. Auch das sei zutreffend. Das Zentrum werde die Ziele Windthorst's und des Zentrums weiter verfolgen, und sei überzeugt davon, daß dies erfolgreich nur im Geiste Windthorst's geschehen könne, in Nacheiferung seiner Tugenden und Vorzüge. Diese im Einzelnen zu schildern, müsse er sich versagen und sich darauf beschränken, hervorzuheben, daß Windthorst zunächst ein tiefreligiöser Mann und ein treuer Sohn unserer h. Kirche, ein treuer Sohn des h. Vaters gewesen sei. Wie er, so würden auch die Zentrumsmitglieder stets als treue Söhne der h. Kirche und des h. Vaters sich bewähren. Nichts könne sie von der Liebe zur Kirche und der Anhänglichkeit an den h. Vater trennen, und erst recht nicht alberne Zeitungsartikel. Wenn ein römisches Blatt von angeblichen Konspirationen des h. Vaters fabulire, so könnte man darüber lachen, wenn die Sache nicht so überaus unverschämt wäre. Die Empörung über diese Unverschämtheit sei aber um so größer, weil diese Unverschämtheit von einem Blatte begangen worden sei, welches an einer Stelle, aber auch nur an einer Stelle, Informationen aus dem Vatikan bringe. Ein fernerer besonders erwähnenswerther Vorzug Windthorst's sei seine Gewissenhaftigkeit und sein starkes Rechtsgefühl gewesen. Mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit habe derselbe, trotzdem das Jahr 1866 und seine Beziehungen zum hannoverschen Königshause es ihm schwer gemacht hätten, den Eid auf die preußische Verfassung gehalten. So werde auch das Zentrum gewissenhaft die Verfassung hoch halten und treu zu Kaiser und Reich stehen. Jeder, der Kaiser und Reich angreift, ist unser Feind. (Stürmischer Beifall.) Ein weiterer Vorzug Windthorst's war seine Treue zum deutschen Volk. Windthorst habe eine ungeheuere Volksthümlichkeit besessen, aber dieselbe auch vollauf verdient, da er für das deutsche Volk gearbeitet und gelitten habe, man könne wohl sagen, dafür gestorben sei. In der Treue zum Volke wolle das Zentrum ebenfalls Windthorst nacheifern und, wie er, überall die Rechte und Freiheiten des Volkes vertheidigen. (Lebhafter Beifall.) Windthorst sei endlich auch ausgezeichnet gewesen durch seine Mäßigung, durch seine gemäßigte Gesinnung in der Opposition und in seinen Erfolgen. Das Zentrum sei ja eigentlich keine Oppositionspartei, sondern in die Opposition gedrängt worden und habe selbst in dieser Zeit die Regierung bei allen als richtig erkannten Gesetzen unterstützt, Opposition aber dann gemacht, wo Recht und Gewissen dies nothwendig machten. Das werde das Zentrum auch ferner thun, wenn Gewissensbedenken vorlägen, wenn auch ungern; das Zentrum gehe lieber mit, als gegen die Regierung, da diese die von Gott eingesetzte Autorität sei, aber eine unbedingte Regierungspartei werde das Zentrum deshalb niemals sein können. Windthorst, so schließt Redner, hat dem Zentrum eine Fahne vorgetragen, die Fahne mit dem Kreuze und mit der Inschrift: „In hoc signo vinces“. In diesem Zeichen hat er herrliche Siege erfochten, und in diesem Zeichen hoffen wir auch weiter Siege für das katholische Volk zu erfechten. Daß dem so sei, das walte Gott! (Stürmischer, nicht enden wollender Beifall.)

Der Präsident Graf **Rechberg** gedenkt des schönen, einträchtigen, friedlichen, durch keinen Mißton getrübten Verlaufs der Versammlung, deren Wirkung sich hoffentlich geltend machen werde im ganzen Nordosten wie im ganzen Vaterlande. Er spricht herzlichen Dank aus Allen, die selbst aus weiter Ferne hergekommen, dann vor Allem dem vorbereitenden Komité für die mühevolle Arbeit und musterhafte Organisation, dem Redner, dem Bureau, dem verdienstvollen, unermüdlichen und selbstlosen Kommissar, endlich den Behörden des Staats und der Stadt für ihr liebevolles Entgegenkommen, wie sie noch keiner Generalversammlung zu Theil geworden seien. Redner schließt mit einem Hoch auf Papst und Kaiser, in welches die Versammlung dreimal stürmisch einstimmte.

Sodann bittet der Präsident den hochw. Herrn Bischof **Namszanowski** um Ertheilung des bischöflichen Segens. Der hochw. Herr Bischof, stürmisch begrüßt, richtet ernste, von glühender Begeisterung für Kirche und Vaterland beseelte Worte der Ermahnung an die Versammlung, treu zu bleiben dem heiligen Glauben. Nicht so sehr der äußere, als der innere Feind, der böse Geist des Hochmuthsteufels sei zu fürchten, der durch die Welt gehe, um zum Abfall vom Baume des Lebens zu verführen. Heute kleide er sich in das Gewand des falschen Liberalismus, der die Glaubensautorität untergraben wolle und kalt bleibe gegenüber den Leiden und Schmerzen der Kirche. Um so erhebender sei das Beispiel, das hier katholische Männer, vor Allem auch katholische Lehrer durch Gründung eines katholischen Lehrerverbandes gegeben hätten. (Stürmischer Beifall.) Diese wackeren Männer verdienten unsere besondere Hochachtung. Wir Alle aber sollten uns ein Beispiel nehmen an den unerschrockenen Männern des Zentrums, und unsere Liebe sowie Kraft bethätigen bei den Wahlen. Möge Gottes reichster Segen — so schließt der hochwürdige Redner — auf der Versammlung ruhen, möge sie herrliche Früchte treiben! — Der hochw. Herr ertheilt dann den bischöflichen Segen, den die Versammelten knieend empfangen.

Nachdem dann noch der Kommissar, Fürst **Löwenstein**, ein Hoch auf den Präsidenten ausgebracht, schließt dieser die Versammlung gegen 2 Uhr mit dem katholischen Gruße.

Aus dem literarischen Nachlaß des Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

In der Darstellung der kriegerischen Begebenheiten, wie sie der Feldmarschall auf Grund seiner Eindrücke und seiner genauen Kenntniß des Zusammenhanges der Operationen giebt, nimmt selbstverständlich die **Schlacht bei Sedan** einen hervorragenden Platz ein. Die Schilderung derselben entspricht im Allgemeinen derjenigen des Generalstabswerkes Nachdem der Verfasser der heldenmüthigen Aufopferung gedacht, welche die Kavalleriedivision des Generals Margueritte dadurch bethätigte, daß sie der von zwei Seiten angegriffenen und mit Feuer überschütteten Division Lisbert zu Hülfe eilte, wobei bekanntlich ihr tapferer Führer fiel und sein Vertreter General Gallifet schwer verwundet wurde, fährt er in der Beschreibung fort:

„Auch diese großen Opfer ruhmvollen Kampfes der französischen Kavallerie vermochten das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Die preußische Infanterie hatte durch Hieb- und Stichwunden im Einzelkampf nur geringe Einbuße gehabt und setzte nun sogleich den Angriff gegen die Division Lisbert fort. Ihr Vordringen zog große Verluste nach sich, so z. B wurden alle drei Bataillone des Regiments Nr. 6 durch Lieutenants geführt. Aber nachdem Casal erstürmt, zogen auch hier nach lebhaftem Widerstande die Franzosen sich um 3 Uhr nach ihrem letzten Zufluchtsort, dem Walde von Garenne, zurück.

Zu der Zeit, als zwischen 1 und 2 Uhr das Gefecht in Bazeilles einen anfangs günstigen Verlauf genommen hatte, war General v. Wimpffen auf seinen ursprünglichen Plan zurückgekommen, die nun im Kampf ermatteten Bayern über den Haufen zu werfen und sich mit dem I., V. und XII. Korps Bahn nach Carignan zu brechen, während das VII. Korps diese Bewegung im Rücken sichern sollte. Aber die nöthigen Befehle gingen den Korps zum Theil gar nicht, zum Theil spät und unter Umständen zu, wo sie nicht mehr ausführbar waren.

Inzwischen sah man bereits lange Kolonnen von den Höhen ringsumher nach Sedan herabströmen. In und dicht um den Platz bildeten sich immer dichtere, regellose Haufen von Truppen, und in dies dichte Gewirr schlugen nun die Granaten der deutschen Batterien von beiden Ufern der Maas ein. Bald stiegen Feuersäulen aus der Stadt auf, und die bayerischen Schützen, welche über Torcy vorgegangen waren, schickten sich an, die Pallisaden am Thor zu übersteigen, als etwa um 1/25 Uhr weiße Fahnen auf den Thürmen sichtbar wurden.

Kaiser Napoleon hatte es abgelehnt, dem General v. Wimpffen auf seinem Durchbruchsversuch zu folgen, ihn vielmehr aufgefordert, in Unterhandlung mit dem Gegner zu treten. Auf erneuten Befehl schwieg dann plötzlich das Feuer der Franzosen.

Auf der Höhe südlich Frénois, von wo der König seit dem frühen Morgen den Gang der Schlacht beobachtet hatte, erschien General Reille mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers, dessen Anwesenheit in Sedan bisher nicht bekannt gewesen war. Derselbe legte seinen Degen in die Hand des Königs, aber da er sich hierdurch nur persönlich als Gefangener erklärte, wurde in der Beantwortung gefordet, daß ein bevollmächtigter Offizier abgesandt werde, um mit dem General v. Moltke über die Kapitulation der französischen Armee zu verhandeln.

Dieser schmerzliche Auftrag wurde dem General v. Wimpffen zu Theil, welcher an der verzweifelten Lage, in welche die französische Armee gebracht worden war, durchaus keinen Theil hatte.

Die Verhandlungen fanden in der Nacht zum 2. September in Donchery statt. Auf deutscher Seite mußte man sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Vortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nichtfranzosen als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene Niederlage vergessen machen. Es blieb nur übrig, auf der Waffenstreckung und Gefangennahme der ganzen Armee zu bestehen, doch wurde Entlassung der Offiziere auf Ehrenwort nachgegeben.

General v. Wimpffen erklärte, daß er so harte Bedingungen nicht annehme, die Verhandlungen wurden abgebrochen, und die französischen Offiziere kehrten um 1 Uhr nach Sedan zurück, wobei ihnen jedoch erklärt wurde, daß, falls das Abkommen nicht bis Morgens 9 Uhr abgeschlossen, die Artillerie das Feuer wieder eröffnen werde.

So wurde denn auch die Kapitulation bei der offenbaren Unmöglichkeit ferneren Widerstandes vom General v. Wimpffen am Vormittage des 2. September unterzeichnet.

Für den Marschall Mac Mahon war es ein besonderer Glücksfall, daß er schon am Anfang der Schlacht verwundet worden war, sonst wäre unausausbleiblich er der Unterzeichner gewesen, und obwohl er nur die Befehle ausgeführt hatte, die ihm von Paris aus aufgedrungen waren, würde er schwerlich später über den Waffengefährten zu Gericht gesessen haben, dessen Befreiung ihm nicht gelungen war.

Schwer zu verstehen ist, weshalb wir Deutschen den zweiten September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge war des wirklichen Ruhmestages der Armee, des 1. September.“

Gegen Mitte Dezember 1870 trat bekanntlich auf fast allen Kriegsschauplätzen in Folge der erneuten Offensive des Feindes und der Verschiebung der deutschen Heeresmassen ein Stillstand in den Operationen ein.

Der Feldmarschall leitet den in der Kampfesführung damit beginnenden neuen Abschnitt mit folgenden Betrachtungen ein:

„Der Feind war überall zurückgeworfen, und um die Kräfte nicht zu zersplittern, wurde es für zweckmäßig erachtet, sie nunmehr in drei Hauptgruppen enger zusammenzufassen. Dem entsprechend sollten die I. Armee sich bei Beauvais, die Armee-Abtheilung bei Chartres, die II. Armee um Orléans versammeln, dort den Truppen die nöthige Ruhe gewährt ihre volle Schlagfertigkeit durch Heranziehung von Ersatz und Ausrüstung wiederhergestellt werden. Ginge der Gegner zu neuen Unternehmungen vor, so sollte man ihn auf kürzeste Entfernung heranlassen und ihn erst dann durch kräftige Offensive zurückweisen.

Für die II. Armee bot sich wenig Aussicht, jetzt noch die Franzosen jenseits des Loir einzuholen; auch nöthigten Nachrichten von der oberen Loire, dieser Richtung eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aus Gien kamen Meldungen, wonach die dort belassene Postirung nach Ouzouer sur Loire zurückgedrängt sei, und nicht unwahrscheinlich war, daß General Bourbaki die Gelegenheit benutze, um über Montargis gegen Paris oder wenigstens gegen Orléans vorzugehen, welchen wichtigen Punkt zur Zeit nur ein Theil des I. Bayerischen Korps besetzt hielt.

Prinz Friedrich Karl hatte sich seines Gegners auf voraussichtlich längere Zeit entledigt und beschloß, den Direktiven aus Versailles entsprechend, nunmehr seine Streitkräfte in abwartender Stellung bei Orleans zu versammeln. Nur das X. Korps sollte zur Beobachtung am Loir zurückbleiben.

Auch die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg hatte sich nicht in der Lage befunden, den General Chanzy über den Loir hinaus zu verfolgen. Sie war sechs Wochen durch tägliche Märsche und Gefechte aufs Aeußerste in Anspruch genommen worden. Bei den Unbilden der Witterung und dem Zustande der Wege befanden sich Bekleidung und Schuhzeug im übelsten Zustande. Eine Rekognoszirung über den Loir hinaus zeigte, daß der Feind nur durch weit ausholende Märsche erreicht werden könne. Der Großherzog gewährte daher den Truppen vom 18. ab eine mehrtägige Ruhe.“

Einer der kühnsten und unternehmendsten Gegner der die Einschließung von Paris im Westen deckenden Heere war der General Chanzy. Gegen ihn wurde in der Richtung auf Le Mans die zweite Armee Anfang Januar entsendet. Ueber die Operation gegen denselben und den Kampfplatz schreibt der Verfasser:

„Das Land zwischen Loir und Sarthe, welches die Deutschen zu durchschreiten hatten, bietet feindlichem Eindringen die größten Schwierigkeiten, der Vertheidigung die entschiedensten Vortheile.

Zahlreiche Flußläufe mit breiten, tief eingeschnittenen Wiesenthälern durchschneiden senkrecht alle nach Le Mans führenden Straßen. Waldstücke, Dörfer und Schlösser mit ummauerten Parks bedecken das in höchster Kultur stehende Hügelland; Weinfelder, Obstpflanzungen und Gärten sind mit Hecken, Gräben und Wällen eingefriedigt.

So hatte bei den bevorstehenden Kämpfen die Infanterie die Last fast allein zu tragen, nirgends gab es Raum zur Entwickelung für Kavallerie, und die Wirkung der Artillerie, welche nur mit einzelnen Geschützen aufzutreten vermochte, war in dem durchaus bedeckten Gelände aufs Aeußerste beschränkt. Nur auf vier vorhandenen Hauptstraßen konnte man sich der feindlichen Zentralstellung nähern, und die Verbindung zwischen den wenigstens Anfangs in Breite von sechs Meilen marschirenden Kolonnen blieb auf wenige, bei der rauhen Jahreszeit und bei der Feindschaft der Einwohner fast unpassirbare Querwege beschränkt. Gegenseitige Unterstützung war zunächst völlig ausgeschlossen.

Unter solchen Umständen konnten die Operationen nur durch allgemeine Direktiven geleitet, und den Unterführern mußte das Handeln nach eigener Entschließung freigestellt werden. Spezielle Befehle für jeden Tag, wie sie allerdings erlassen worden sind, konnten in vielen Fällen nicht zur Ausführung gelangen. Beim Oberkommando war nicht zu übersehen, wie die Verhältnisse sich bei den einzelnen Korps in Folge täglicher Gefechte gestaltet hatten. Die Meldungen darüber gingen meist spät in der Nacht ein, und die zuvor schon entworfenen Anordnungen langten oft erst an, wenn bei der Kürze der Tage die Truppen ihre Bewegung schon angetreten hatten.“

Zu den Kämpfen um Le Mans bemerkt der Autor: „Der Zug der zweiten Armee nach Le Mans war eine siebentägige Reihe ununterbrochener Gefechte gewesen. Er fiel in einen Zeitabschnitt, wo der Winter sich in voller Strenge geltend machte. Glatteis und Schneetreiben erschwerten alle Bewegungen. Es war unthunlich, zu biwakiren, die Truppen mußten ein Unterkommen für die Nacht oft in meilenweiter Entfernung rückwärts suchen, ihre Wiederversammlung am Morgen kostete Stunden, und die Kürze der Tage verhinderte dann, die erfochtenen Erfolge auszunutzen. Die Bewachung der Gefangenen nahm ganze Bataillone in Anspruch. Bei dem Zustande der Wege hatte Fuhrwerk der Armee nicht zu folgen vermocht, Offiziere und Mannschaften marschirten in mangelhafter Bekleidung und bei spärlicher Ernährung Aber guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwanden alle Schwierigkeiten.

Die Armee büßte in den fortgesetzten Kämpfen 3200 Mann mit 200 Offizieren ein, wovon die größere Hälfte auf das 3. Korps allein fällt. Viele Kompagnieen wurden durch Feldwebel geführt.

Die Franzosen geben ihren Verlust auf 6200 Mann an, aber 20000 Gefangene, 17 Geschütze, 2 Fahnen und ein reiches Kriegsmaterial bildeten die Trophäen des Sieges.

Die Truppen bedurften nach äußerster Anstrengung nothwendig einiger Ruhe. Die Direktiven des großen Hauptquartiers schrieben vor, die Operationen nicht über ein gewisses Maß auszudehnen, und die 2. Armee konnte in nächster Zukunft an der Seine wie an der Loire nöthig werden. Prinz Friedrich Karl beschloß daher, dem abziehenden Feinde nur mit schwachen Abtheilungen zu folgen.“

Dieselbe Thatkraft und Unternehmungslust wie General **Chanzy** im Westen, bethätigte General **Faidherbe** im nördlichen Frankreich. Hier gelang es nur mit Mühe und unter Aufbietung aller Kräfte, die Franzosen bei St. Quentin zu schlagen. Der Sieg kostete dem General Goeben 96 Offiziere und 2304 Mann.

Dieser starke Verlust, sowie die großen, den Truppen zugemutheten Anstrengungen machten eine kräftige Verfolgung des Feindes vom Schlachtfelde aus unmöglich. Der Feldmarschall bemerkt hierzu Folgendes:

„Nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien, zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenige Beispiele auf wie das berühmte von Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, welche zehn oder zwölf Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs Neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen wurde. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen, oder wenn, wie bei St. Quentin, alle, auch die letzten, Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Infanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Kavallerie, vollends bei Nacht, vor allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe selten lösen.

General v. Goeben nahm die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst am folgenden Tage auf. Die vorauseilende Kavallerie streifte bis an die Vorstadt von Cambrai und das Glacis von Landrecies, ohne auf Widerstand zu stoßen, sie brachte auch nur einige Hundert Nachzügler ein. Die Infanteriedivisionen folgten bis auf eine Meile vor Cambrai. Gegen diese Festung war aus Mangel an Belagerungsmaterial nichts zu unternehmen, auch lag es nicht im militairischen Interesse, sich noch weiter nördlich auszudehnen. Aus den eingehenden Meldungen ging hervor, daß ein erheblicher Theil der französischen Nordarmee auf Lille, Douai und Valenciennes zurückgegangen sei. Da sonach neue Unternehmungen derselben nicht zu erwarten standen, führte General v. **Goeben** seine Truppen wieder nach der Somme zurück, wo sie Ende des Monats zwischen Amiens und St. Quentin Ruhequartiere bezogen. Er beabsichtigte dann die Heranziehung der noch bei Rouen stehenden Theile des I Korps zur Armee nach der Somme, was jedoch durch Telegramm aus dem großen Hauptquartier inhibirt wurde, welches aus politischen Rücksichten ihren längeren Verbleib dort anordnete.

Literarisches.

* **Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland.** Von Dr. Friedrich Stein, ao. Professor der Rechte in Leipzig. Verlag von C. L. **Hirschfeld** in Leipzig. 1891. — Länger als ein halbes Jahrtausend hatte auf den deutschen Hochschulen die akademische Gerichtsbarkeit bestanden, als die Gesetzgebung des neuerstandenen Deutschen Reichs mit dem 1. Oktober des Jahres 1879 die Universitätsgerichte, soweit sie damals noch bestanden, sowohl als Zivil- wie als Strafgerichte aufhob und ihnen lediglich den Charakter als **Disziplinarbehörden** beließ. Die akademische Gerichtsbarkeit, ursprünglich zwar als eine fremde Einrichtung von Bologna und Paris zu uns herübergekommen, hat demnächst in Deutschland doch eine ganz eigenartige und selbstständige Entwicklung genommen, und auch zur Blüthe der

---

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 6. September 1891.

Die Mode.

[Nachdruck verboten.]

Zu verschiedenen Zeiten im Jahre hat es den Anschein, als ob die Mode sich ausruhe von den Anstrengungen, welche sie kurz vorher gemacht hatte; nur vereinzelt tauchen Neuheiten auf, und die Herrscherin verlangt, daß man sich an das Gebotene gewöhne und es vor allen Dingen der eigenen Persönlichkeit anzupassen suche. Das kaum noch erwartete warme Wetter bringt zum Schluß der Sommersaison noch all die duftigen Toiletten zu Ehren, welche mit stillem Bedauern wohlverwahrt im Schrank Aufnahme gefunden hatten. Aber für diese zarten Kleider aus Batist, Mousseline und feinen Wollstoffen giebt es kaum noch etwas Neues, es sei denn, daß man mit Vorliebe die Taille mit einem Leder- oder Metallgürtel abschließt.

Diese **Gürtel** variiren sehr in der Form. Aus naturfarbenem, wie schwarzem Leder sieht man sie entweder ganz gerade oder vorn in eine kurze Schnebbe nach unten auslaufen; dann wieder in handbreite und breiter, aber nicht aus einem Lederstreifen, sondern aus einer ganzen Reihe schmaler Riemen zusammengesetzt, die sich vorn in einem ovalen oder länglichen Schilde aus Leder vereinigen; noch andere haben die Form der Schweizer-Mieder und werden vorn mit seidenem Senkel geschnürt. Als Verzierung dieser verschiedenen schmalen Ledergürtel dienen eingepreßte Muster oder Metallauflagen, die vorn als Schließe, seitlich und hinten als Auflagen erscheinen. Auch sind die Lederstreifen häufig mit kleinen Metallnägeln in regelmäßiger Musterung beschlagen oder lose darauf verstreut.

Aehnlich ist es mit den Metallgürteln. Man findet diese aus Schaken oder aus Ketten zusammengestellt, auch aus spiralförmigen Metallfäden, die hin und wieder unter einen festen schildartigen Metalltheil verschwinden. Andere Spiralen greifen zu zweien oder dreien in einander. Ebenso findet man ganz flache, bandartige Metallgürtel, die sich der Taille fest anlegen. Gold, Silber, Bronze, Stahl sind in guten Imitationen vorhanden, oft auch sieht man zwei solcher Metalle verbunden.

Zur Trauerkleidung passend sieht man neben den schwarzen Ledergürteln auch solche aus oxydirtem Metall, mit dem wieder andere **Schmucksachen**, wie Armband, Broche u. s. w., harmoniren. Vielfach findet man den französischen Jet, facettirte Plättchen, verwendet und in hübsche gefällige Formen gebracht. Sternblumen sind sehr beliebt, ebenso kleine Gehänge in abgestuften Reihen und mit Grelots abschließend.

Fliederdolden und Stiefmütterchen aus **Email** sind noch immer an der Tagesordnung, dazu winzige, naturalistisch gehaltene Obstzweige, von denen wir schon vor längerer Zeit berichteten.

Filigran taucht wieder auf, und zwar sowohl die nordischen, besonders schwedischen, vielgestaltigen Schmuckstücke mit den festen blitzenden Plättchen, wie die alten bayerischen Arbeiten und die feinen Venetianer Bijouterieen. Vielfach werden die hellen silbernen Schmuckstücke oxydirt, sofern nicht das Alter diese Veränderung hervorgebracht hat. Bei den derberen Formen der bayerischen Anhänger, Schließen, Broches, Nadeln u. dergl. ist die dunkle Farbe dem hellen Silberton vorzuziehen, während Venetianer Arbeit gerade in letzterem so zart und duftig wie Spitzengewebe erscheint. Zu der Verzierung mit farbigen Steinen möchten wir nicht rathen, im Gegentheil; der Charakter des Filigrans leidet unter der farbigen Zuthat eher, als daß er gewinnt, trotzdem ist die Freude an der Farbe nicht zu verdammen und sollen Steine **einer** Farbe nicht von der Verwendung ausgeschlossen sein.

Die Jugend hat augenblicklich eine Neigung für **Türkisen**, die in Gestalt von kleinen Sternblumen oder Vergißmeinnicht auf den verschiedensten Schmuckstücken angebracht werden. Eine Perle oder ein kleiner Brillant bildet den Kelch des Blümchens, welches die Stelle des Ohrringes einnimmt oder, mit mehreren vereint, einen Doppelreifen aus Gold zusammen zu halten scheint.

Das Bettelarmband ist verschwunden, an seine Stelle tritt das **Ketten-Armband**, gerade wie der Kettenring den glatten Goldreifen ersetzen sollte. Als Trauring ist diese Form nur vereinzelt gewählt worden, dagegen öfter als Verlobungsring, aber auch hier scheint man zu dem glatten Reifen mit einem blitzenden Diamant zurückzukehren.

Von all den kleinen **Anhängern**, die als sogenannte Glücksbringer gelten, ist einer nach dem anderen verschwunden — wir sehen weder Kleeblatt noch Pilz, noch Schweinchen mehr, dagegen Herzen jeder Größe. Da ist zunächst der Freundschaftsring, glatt oder gewunden, an dem ein winziges Herzchen hängt; dann das dazu gehörige Armband mit dem gleichen Zierrath in entsprechend größerer Form. Meist aus glattem Golde, oft aber auch mit Türkisen oder edleren Steinen besetzt, läßt sich der Herzanhänger einfachem wie kostbarem Schmuck zugesellen.

Ganz entzückend sind die **Fichus**, welche wieder zur Theatersaison auftreten und ein wenig die Monotonie der glatten Schooßtaillen unterbrechen. Aus **Gaze**, Spitze oder Tüll in allen Farben vorräthig, sieht man an ihnen vielfach den breiten Kragen mit langen Enden vereinigt. Von besonderem Reiz sind die **Shawls** aus Krepp oder Seidengaze, auf welche gemalte Blumen in willkürlicher Anordnung verstreut sind. Man verwendet diese duftigen Gazestreifen als Kopfhülle, aber auch anstatt des Fichus.

Mieder aus Spitze, vorzugsweise aus echter Guipure oder in guter Imitation, sind sehr beliebt; wenn möglich, fügt man eine Manchettengarnitur der Aermel hinzu. Augenblicklich sieht man sie vorwiegend in Weiß, später wird man diese kleidsame Garnitur auch aus Passementerie und schwarz finden; ja man spricht von Miedern aus Perlen mit langen Franzen, die gleichfalls aus passenden Perlen bestehen.

Die **Franzen** scheinen dazu ausersehen, eine der elegantesten Garnituren der Gesellschaftskleider zu bilden. Man setzt dieselben an kürzere Schöße oder direkt an den Taillenrand, anstatt eines Schooßes, oder man garnirt die Vorderbahn des Rockes tablierartig. Die Breite der Franze ist ganz beliebig, bis zu 50 Zentimenter. Man fertigt sie aus kräftiger Seide, aber auch aus feinen Perlen, meist schwarz, doch dürften farbige Perlfranzen zu erwarten sein.

Perlstoffe für Gesellschaftskleider tauchten bereits im Frühjahr auf und warten nur auf die Zeit, wo die Abendunterhaltungen beginnen, um im Glanz des Kerzen- oder elektrischen Lichtes ihre Pracht zu entfalten. Den meist kreppartigen Stoffen sind die winzigen Perlen eingewebt, doch giebt es auch minder reiche Gewebe, auf denen Perltheile mit der Maschine befestigt sind, ohne durch die Fäden verbunden zu sein.

Das **Rokoko-Schleifenornament** lebt nicht allein noch, nein, es scheint in der kommenden Saison herrschen zu sollen. Kostbare Damaststoffe, zu Hochzeits- und Gesellschaftstoiletten von ausgesuchter Eleganz bestimmt, zeigen Rokoko-Ornamente reinsten Styles. Bald sehen wir nur die Schleife, bald sind es Bänder, welche Blumenranken vereinigen oder sich um eingestreute große Blumen schlingen; oder die Bänder halten zierliche Henkelkörbchen, aus denen eine Fülle von Blumen hervorquillt. Alle diese reichen Gewebe begnügen sich aber nicht damit die beliebte Musterung der Stoffe jener Zeit nachzuahmen, sondern geben auch die feinsten Farben im damaligen Geschmack. Meist ist die Musterung in der gleichen Farbe gehalten, oft aber erscheint diese auch abstechend.

Sollen wir schon etwas über die Musterung der **Herbststoffe** verrathen? Nun, ganz im Vertrauen sei gesagt, daß neben glattem Tuch und Cheviot groß, aber etwas verschwommen, gemusterte Wollgewebe in Vorbereitung sind; auch die weichen Lama- und die Himalaya-Gewebe werden wieder erscheinen, häufig glatt, öfter noch mit Streifen, die durch andere Gewebeart hervortreten und besonders durch die feinen aufliegenden Härchen bemerkbar sind.

Die bekannten Côtelêstoffe, starkrippig, wie ihr Name andeutet, zeigen das Gewebe weniger locker und die Rippen breiter als bisher. Das augenblicklich herrschende Blumenmuster wird in die wärmeren Wollstoffe nicht aufgenommen werden, sondern durch weniger ausgesprochene ersetzt, dagegen besteht es in leicht veränderter Gestalt bei den Gesellschaftsroben fort.

Grün in den verschiedensten Tönen, zwischen kräftigem Grasgrün und dem dumpfen Thee- oder Myrtengrün wechselnd, scheint viel Anklang zu finden, daneben bleiben alle gelblichen und bräunlichen Töne begünstigt. Bei Farbenzusammenstellungen geht man sehr kühn vor und in den meisten Fällen gelingt das Wagniß. So sieht man z. B. Louisenblau mit Zitronengelb vereinigt. Das scheint etwas zu viel und würde es auch sein, sobald das Gelb nicht, wie hier, anstatt Gold gedacht ist und daher nur in Gestalt schmaler Vorstöße auftritt.

Hierbei gemahnt das Wort Vorstoß an eine Aenderung, welche von Vielen freudig begrüßt werden wird. Bei den Kleiderröcken ist das Anbringen der **Taschen** schon seit längerer Zeit ein Problem. Meist sitzt sie so unglücklich, daß man nur unter Verrenkungen des Armes in den Schlitz gelangen kann. Dies hat seinen Grund darin, daß man die Tasche in eine Naht verlegen und möglichst unsichtbar anbringen will, und daß die vorn wie seitlich glatt anliegenden Röcke die Tasche in die Faltenpartieen der Hinterbahnen zu verweisen scheinen. Jetzt nimmt man einfach darauf keine Rücksicht mehr, sondern setzt die Tasche vorn in die Naht der stark geschrägten Vorderbahn; da der Schlitz sich nicht durch eine Falte verbergen läßt, so bringt man einen Vorstoß an oder man setzt eine Patte auf, die durch Knöpfe gehalten wird. Um nicht unsymmetrisch zu verfahren, erhält der Rock anstatt der üblichen einen Tasche deren zwei, je eine zu beiden Seiten der Vorderbahn. Nun kann der glatte Rock noch lange herrschen; bei den leichteren Geweben steht auch dem garnirenden Volant noch ein längeres Leben bevor, wogegen die schweren Stoffe auf derartigen Ausputz verzichten müssen und Perlpassementerieen statt dessen wählen.

Auch die oft erwähnten farbigen **Steine** bleiben noch zur Verfügung; schwarz nehmen die Steine sehr große Dimensionen an und treten häufig durchbrochen auf.

Margarethe.